

Für und wider *Fat Positivity*

Fat Positivity oder *Fat Acceptance* ist eine Spielart von queerfeministischem Aktivismus und kritisiert die allgegenwärtige Körpernormierung, unter der besonders Mädchen und Frauen zu leiden haben. Die Intervention der Fatpositiven, die zumeist online erfolgt, besteht darin, die Vielfalt von Körperformen in den Vordergrund zu rücken. In den Blogs, tumblr- und Instagram-Accounts geht es vor allem um eine alternative, positive Darstellung der Schönheit und Attraktivität dicker Frauen. Hier werden Styles und Statements geboten, die die Kilos nicht länger anklagen, sondern wirkungsvoll in Szene setzen wollen. Des Weiteren sollen Zuschreibungen dekonstruiert werden, mit denen dicke Frauen konfrontiert sind – werden sie doch häufig als besonders mütterlich wahrgenommen, aber auch als ein schlichtes Mehr an Frauenkörper und damit an sexueller Verfügbarkeit.

Fatpositive Aktivistinnen setzen dieser sexistischen Zuschreibung schicke Bilder dicker Butches und Tomboys entgegen, die sich von ihren üppigen Brüsten und Hintern nicht abhalten lassen, ihre jugenhafte Seite zu feiern. Damit wird der Logik des männlichen Blicks widersprochen, die die Zurschaustellung von Frauenkörpern in der patriarchalen Kulturindustrie durchzieht. Frauen sollen nicht mehr in erster Linie Körper sein, die für den männlichen Gebrauch gemacht sind. So verbindet die Sängerin Beth Ditto die Präsentation ihrer Kurven mit der klaren Botschaft ihres Lesbischseins. Eine andere Aktivistin ist die *Mädchenmannschaft*-Autorin Magda Albrecht, die die Begriffe „dick“ und „fett“ entstigmatisieren und den Body-Mass-Index abschaffen will.

Das fatpositive Ideal, den eigenen Körper so zu feiern, wie er ist, wirkt der Scham entgegen, mit der es in einer dickenfeindlichen Gesellschaft verbunden ist, einen nicht normgerechten Körper zu haben. *Fat Positivity* kann der Einzelnen eine Orientierung bieten, ihr Bedürfnis, sich schön und begehrenswert zu fühlen, näher mit diesem realen Körper zu verbinden. Der Aktivismus wird damit zur Möglichkeit, in individuellem Rahmen wie innerhalb der fatpositiven Community die kulturindustrielle Verknüpfung zwischen schön und dünn zu relativieren und neue Wege der Körpergestaltung auszuprobieren. *Fat Positivity* als radikale Bejahung des dicken Körpers kann also eine hilfreiche Art der Identitätspolitik bedeuten.

Auf der anderen Seite krankt das Konzept an denselben Punkten wie andere Arten Identitätspolitik, die nicht gesellschaftstheoretisch vermittelt werden. Am meisten fällt ins Auge, dass die Auseinandersetzung auf der Ebene des Körpers stagniert, die die feministische Psychoanalytikerin Susie Orbach als destruktiv-instrumentell kritisiert: Der Körper verbleibt in seiner Rolle als Austragungsort psychischer Bedürfnisse und Sehnsucht. Die gesellschaftlichen Bedingungen des starken Bedürfnisses von Frauen, begehrt und geliebt zu werden, werden nicht reflektiert. Der Körper bleibt das zu Bearbeitende und zu Inszenierende. Die unerträgliche Reduzierung von Frauen auf körperliche Attraktivität wird nicht grundsätzlich zurückgewiesen.

Fat Positivity als positive Identitätspolitik verharrt in der Forderung, mittun zu dürfen: Auch dicke Frauen können sexy sein! Das Diktat der weiblichen Sexyness tasten die Fatpositiven nicht an; sie kritisieren nur den Ausschluss dicker Frauen aus der Norm. Ihre

Kritik geht nicht darüber hinaus, die normative Bilderflut aus dünnen, weißen, heterosexuellen Frauenkörpern anzuprangern, und stellt kaum Bezüge zu anderen patriarchalen Missständen her. Fat Positivity bringt es nur zu verwaschenen Assoziationen, wie der Zwang zum schlanken Körper mit der frauenfeindlichen, kapitalistischen Gesellschaftsordnung zusammenhängt.

In ihrem Bestreben, Dicksein zu normalisieren, vernachlässigen die Aktivistinnen nicht nur feministische Sozialisationstheorien, sondern auch den Zusammenhang zwischen Übergewicht und psychischen Konflikten. Essstörungen werden tendenziell als antifeministische Pathologisierungen verleugnet; damit geraten die ohnehin kaum sichtbaren Leiden, die der Kampf mit dem Essen Mädchen und Frauen bereitet, aufs Neue aus dem Blick. Die fatpositive Umwertung, dass Fett geil sei, erfasst nicht, dass ein hoher Körperfettanteil tatsächlich etwas mit Überessen zu tun hat und dass chronisches Überessen viel mehr zwanghafte als genussvolle Züge trägt.

Fatpositivistinnen wollen die Einzelne von der Rechtfertigung und Stigmatisierung befreien, die ihr dicker Körper ihr bereitet, lassen sie aber mit ihrem ambivalenten Wunsch nach Normalität allein. Dieser Wunsch ist nicht nur normative Zuschreibung von außen, sondern integraler Teil des weiblichen Subjekts. In den Blog aber gelangen nur die glanzvollen Selfies mit Glitzer und Stöckeln – nicht die depressiven Katarmomente auf der Waage und vorm Klo, die das Gegenstück zur großen Pose sind.

Größter Kritikpunkt ist vielleicht, dass durch die Orientierung an der fatpositiven Gegenöffentlichkeit die zur Schau gestellte Attraktivität vom Beifall dieser Community abhängig bleibt. Es wiederholt sich also das weibliche Elend, dass das soziale Umfeld und die anvisierten SexualpartnerInnen die Sexyness einer Frau und damit ihr gesellschaftliches Funktionieren immer neu bestätigen müssen. Der aufwändig gestylte dicke Körper wird verdinglicht zu einem möglichen Objekt des Begehrens unter vielen; eine Befreiung vom Selbstoptimierungszwang ist nicht in Sicht. Weil die brüchige weibliche Subjektivität, die sich ständig am Verhältnis zum eigenen Körper abarbeitet, nicht reflektiert wird, können fatpositive Feministinnen auch nicht die emanzipatorische Kraft sehen, die Teile der FrauenLesbenbewegung durchaus erkannt haben: die Negation, dass Schönheitsideale scheiße sind und Punkt. Es bleibt notwendig, sich vom Körperideal abzuwenden, ohne ihm ein Gegenideal entgegenzusetzen. Stattdessen muss darauf bestanden werden, dass Frauen in möglichst vielen Lebensbereichen von der destruktiven Fixierung auf den Körper frei sein sollten. Zur Frauenemanzipation gehört eben auch, dass es einer völlig wurscht sein kann, ob Andere sie geil finden oder nicht.

Sollen Feministinnen sich also schauernd und mit dem Ruf nach Theorie und Therapie von Fat Positivity abwenden? Nein. Weder feministische Theorie, die gesellschaftliche Zusammenhänge beschreibt, noch eine Psychotherapie bei einer tollen feministischen Analytikerin kann dem zur weiblichen Subjektivität gehörigen Wunsch gerecht werden, von Gleichgesinnten schön gefunden und begehrt zu werden, sich also kollektiv lustvoll auf dem Terrain des Körpers zu bewegen.

Dazu kann wiederum eine fatpositive Subkultur beitragen. Wir leben in einer Welt, die aktives weibliches Begehren generell marginalisiert und erst recht, wenn es aus einer übergewichtigen, nicht hetero- oder cissexuellen Subjektposition heraus erfolgt. Daher braucht es ganz dringend die Gegenbilder dicker, schwarzer, lesbischer und Trans-

frauen, die selbstbewusst ihre Schönheit und ihr Begehren zur Schau stellen und damit auch für andere Mädchen und Frauen den Zugang zu einer alternativen Ästhetik des Körpers aufzeigen. Auch hier gilt also, dass es falsch wäre, Identitätspolitik und Gesellschaftstheorie gegeneinander auszuspielen, statt anzuerkennen, dass sie einander brauchen und ergänzen – auch wenn dies nie ohne Spannungen und Widersprüche vorstatteht.

Koschka Linkerhand